

Das Paradies ist eine Zumutung / © Eva Menasse, 2016

Beim Nachdenken darüber, was es eigentlich wirklich bedeutet, ein Jahr in der Villa Massimo zu verbringen, abgesehen davon, dass es in Europa wahrlich kaum einen schöneren und anstrengenderen Orte gibt als die Stadt Rom, stoße ich ziemlich schnell auf das Phänomen des phrasenhaften Sprechens.

Ununterbrochen sagen wir Dinge, die beim genaueren Nachdenken darüber überhaupt nicht stimmen, und meistens stimmt nicht einmal das Gegenteil.

Nehmen wir die sogenannte „Freiheit des Künstlers“, um die ihn angeblich alle beneiden. Ich bezweifle schon den Neid. Als ich mich vor ungefähr dreizehn Jahren entschloss, meine mittelprächtigt bezahlte, damals aber als honorig und ewig geltende Stelle bei einer großen Tageszeitung an den Nagel zu hängen, sagte mein bester Freund in der Redaktion sichtlich schaudernd zu mir, dass er sich das für sich nicht vorstellen könne: nirgends hingehen zu müssen und trotzdem morgens aufzustehen, um zu arbeiten. Zugegeben, das kann nicht jeder. Die meisten Menschen brauchen eine äußere Struktur, um sich zu motivieren, Arbeitszeiten, Arbeitskleidung, die strenge oder liebevolle Kontrolle durch einen Vorgesetzten. Künstler und Freiberufler sind deshalb noch keine Helden. In den meisten Fällen ist es bei uns ja umgekehrt, wir fallen aus den Strukturen oder wir verlassen sie, weil wir nie hineingepasst haben oder sie nicht mehr ertragen.

Und genauso zweifelhaft geht es mit der Freiheit weiter: auch beim freiesten Freiberufler ergibt sich ziemlich schnell eine Art Rhythmus, einfach aus der Notlage, seinen Lebensunterhalt verdienen zu müssen. Bei jenen Künstlern, die die Freude haben, mit ihrer Kunst Anklang zu finden, verwandelt sich die sogenannte Freiheit manchmal sogar in ihr Gegenteil: In der Villa Massimo konnte man Maler Tag und Nacht malen sehen, Komponisten Tag und Nacht komponieren hören, in fiebrigem Galopp der nächsten Vernissage, der nächsten Uraufführung entgegen.

Die angeblichen Vorteile schrumpfen am Ende also zu der Lächerlichkeit zusammen, morgens ausschlafen, dafür das Wochenende durcharbeiten zu dürfen. Und auch das gilt nur für die Kinderlosen.

Im Grunde unterscheidet sich das Leben der angeblich so freien Künstler wenig vom Rest der sogenannten fremdbestimmten anderen Menschen. Auch ob der Künstler glücklicher ist als der Arbeiter oder Angestellte, sei dahingestellt. Möglicherweise ist er nervöser. Worauf der Künstler aber angewiesen ist – und das ist nun doch ein Unterschied zu vielen anderen Berufen – ist das kreative Benzin. Ob wir es technisch In-Put oder religiös Inspiration nennen wollen, es kommt auf dasselbe hinaus: dem Künstler soll etwas einfallen, und am besten immer etwas Neues. Natürlich gibt es Schriftsteller, die seit Jahrzehnten im Grunde dasselbe Buch schreiben und es nur jedesmal anders nennen. Es gibt Architekten, deren Gebäude zwar immer schockierend anders aussehen als die Umgebung, in der sie stehen, aber wenn man die Modelle nebeneinander stellte, würde man doch sehen, dass sie alle aus einem zwar eigensinnigen, aber eben doch aus einem einzigen Baukasten stammen.

Trotzdem muss jeder Künstler immer wieder davon überzeugt sein, etwas zum allerersten Mal zu machen, etwas so unglaublich Interessantes und sensationell Neues, dass die Welt ohne diese Schöpfung schlicht nicht weiterbestehen kann. Das ist der produktive und im Idealfall nur temporäre Narzissmus, den Corina Caduff einmal in einem klugen Essay beschrieben hat: ohne ihn, ohne diese Momente selbstverliebten Größenwahns, kann man schwerlich Künstler sein. Das Gefühl, sich zu wiederholen, sich selbst nur noch zu zitieren, wäre die Hölle. Und deshalb gehört es zum Grundbedürfnis eines Kreativen, sich selbst mit allen nötigen Verrenkungen bei Schaffenslaune halten. Seit jeher gibt es Mäzene, die dabei helfen. Mäzene waren niemals selbstlos: Sie laden den Künstler in fremde, neue Umgebungen ein und bezahlen ihm das Essen, in der Hoffnung, dass er solchermaßen gut gepflegt etwas Schönes und Erbauliches produziere. Dass das Schöne und Erbauliche zu manchen Zeiten ganz im Gegenteil etwas Hässliches und Irritierendes sein musste, wissen wir alle. Wir könnten uns vermutlich darauf einigen, dass das, was wir von der guten Kunst erwarten, zumindest etwas Überraschendes sein soll, etwas, das zumindest neu und ungetragen *aussieht*, etwas, das uns, die wir im Hamsterrad des Alltags laufen, irgendein Licht an Phantasie, Erkenntnis oder Sinn aufsteckt, eine zweite, schimmerndere Wirklichkeit, die das Dasein der Zuhörer, Betrachter und Leser wenigstens momentan veredelt.

Auch um die Schaffenskraft des Künstlers, wie um so vieles, kümmert sich heute dankenswerterweise der Staat.

Deshalb gibt es die Villa Massimo, das Große Los unter den Aufenthaltsstipendien. Ein ganzes Jahr in Rom. Selbst in Rom, selbst den Stipendiaten anderer ausländischer Akademien – es gibt gleich achtzehn davon in der europäischen Hauptstadt von Geschichte, Geschmack, Kunst und Kultur– muss man immer wieder beschämt erklären, dass daran weiter keine Bedingungen geknüpft sind. Man braucht kein Rom-Projekt, keine Kenntnis der italienischen oder gar lateinischen Sprache, keine altgeschichtliche, kunst- oder kirchenhistorische Vorbildung. Man hat irgendwann einmal etwas getan, was eine Jury davon überzeugt hat, dass man nun ein Jahr Rom verdient hat.

„Besichtigen Sie antike Trümmer, überladene Kirchen oder den charmanten Irrsinn des italienischen Alltags, lernen Sie die Sprache, machen Sie, was Sie sonst auch immer machen, oder machen Sie gar nichts – es ist uns vollkommen egal.“ Diesen ungeheuerlichen Satz sagt der deutsche Staat in Form dieses Stipendiums. Dass er ganz leise noch etwas anderes sagt, sozusagen im Kleingedruckten, das überhört man im ersten Taumel der freudigen Ungläubigkeit leicht. Er flüstert nämlich, so verheißungsvoll wie drohend: „Denn eines wissen wir: Sie werden als ein anderer zurückkommen“.

Und damit sind wir beim dritten der drei Begriffe angekommen, der mir, beim Nachdenken über die Villa Massimo, misstrauisch zu hinterfragen geboten scheint. Nach Neid und Freiheit ist das dritte: Paradies.

Dass die Villa Massimo ein Paradies ist, findet sich in vielen Reden, die vor mir hier gehalten wurden. Auch der Begriff Idyll wurde schon verwendet. Mein Mitstipendiat Manos Tsangaris konnte abends beim Wein sofort den Hinweis aus dem Ärmel schütteln, dass Paradies ursprünglich „umgrenzter Park“, „umfriedeter Garten“ bedeutet. Da aber die meisten von Ihnen hier in Berlin die Villa Massimo und ihre erschütternde Pracht gar nicht kennen - als Teaser mögen die Worte Schirmpinien, Kieswege, Blumen in allen Farben und armdicke Kakteen, historische Plastiken und grasgrüne Halsbandsittiche genügen – male sich jeder für einen Moment sein eigenes Paradies aus. Fühlen Sie sich gut? Ja, gewiss. Und jetzt versuchen Sie mal, dieses Wohlgefühl auf Dauer zu stellen. An welchem traumhaften Urlaubsort wollten Sie je länger als drei Wochen bleiben? Man kann diese Übung nicht theoretisch durchführen. Man muss sie erleiden.

Denn das Paradies - und das haben wir im Trubel unserer Moderne irgendwie vergessen - ist ja gar kein Ort des Glücks und

des Wohlgefühls, im Gegenteil. Das Paradies ist eine Zumutung. Es ist die Herausforderung, die gerade so gemacht wurde, dass wir Menschen sie nicht bestehen können. Schon Adam und Eva wurden nach kürzester Zeit unruhig und haben nach dem Ausweg gesucht, den es nur um den Preis der Endgültigkeit gibt. Gott macht nämlich keine Kompromisse. Ganz oder gar nicht, drin oder draußen, absoluter Gehorsam oder Baum der Erkenntnis mit der Folge, sich hektisch das nächstbeste Blatt vor die Scham zu raffen.

Das ist das Konzept des Paradieses. Denn das Paradies ist ein Sehnsuchts-, kein Wohnort. Es ist das, wo wir nur hinstreben, aber nicht sein können. Wir Menschen können viel ertragen, Kriege, Hunger, Ungerechtigkeit und privates Leid, aber wir ertragen es in der Hoffnung, dass es wieder besser wird. Was wir nicht ertragen können, ist der unveränderliche, starre Zustand, gar der im Idealen. Er ist übermenschlich. Mit der Vertreibung aus dem Paradies hat sich der Mensch ja auch um das Ewige Leben gebracht. Und das war richtig so.

Das Paradies Villa Massimo nun, der Große Preis für den deutschen oder in Deutschland lebenden Künstler, dauert nicht ewig. Aber ein Jahr kommt der echten Paradieserfahrung schon verdammt nahe. Man kriegt ein gutes Gefühl dafür, was sie bedeutet, die Unerträglichkeit des Garten Eden. Die unangenehm große Freiheit, in der man damals künstlerisch angefangen und die man sich so schnell wie möglich wegritualisiert hat, ist mit Wucht wieder da. Es ist eine Freiheit des Ortes und eine der Zeit, beides schier endlos, diese Stadt, dieses Land, das ganze Jahr, in dem die meiste Zeit Sommer ist. Man kann mit dieser Freiheit gar nicht umgehen. Wenn der Alltag zu Hause, das Altbekannte, gelegentlich Klaustrophobie erzeugt, so erzeugt das Jahr in der Villa Massimo Agoraphobie, die philosophisch viel interessantere Angst, die Angst vor der Weite. Der Platz ist so groß, man könnte in jede Richtung gehen, aber indem man losginge, schlosse man alle anderen Richtungen aus. Also bleibt man stehen und dreht sich im Kreis. Ich weiß inzwischen, dass es nicht allen so ging, aber in jedem Jahrgang geht es einigen so. Der preisgekrönte Künstler sitzt im Paradies und winselt nach der Schlange. Man wollte sich selbst gar nicht mehr so ungeschützt begegnen. Man hat gar nicht vorgehabt, die eigene Arbeit, das Kunstverständnis, den Sinn oder Unsinn dahinter mal so richtig hart zu bilanzieren. Man hat sich nicht vorgestellt, dass das eigene Leben plötzlich in ein Vor-Rom und ein Nach-Rom zerfallen könnte.

Aber das ist das eigentliche, sehr strenge Geschenk dieses Stipendiums: Nicht der prachtvolle Ort und das Geld, nicht die Auszeichnung, die darin liegt, dieses Stipendium bekommen zu haben, und auch nicht die endlose Inspiration, die die Stadt Rom Künstlern aller Sparten im Überfluss bietet. Das Geschenk ist ist das eiskalte innere Wasser, das in all der Schönheit und dem Luxus zu sprudeln beginnt. Das wahre Geschenk ist die gnadenlose Selbstbefragung, die so unangenehm ist wie das Paradies.

Nun überleben bekanntlich jedes Jahr die Villa-Massimo-Stipendiaten ihr römisches Jahr, und so viel wir wissen, hängen sie anschließend auch nicht massenweise ihre Kunst an den Nagel. Es muss also etwas geben, was diese schneidende Konfrontation mit sich selbst und dem Wert der eigenen Arbeit, wie jedenfalls ich sie erlebt habe, mildert. Ich halte mich für das dankbare Mitglied eines herrlichen Jahrgangs, und in meinem Fall waren das die anderen, meine Kollegen. Herr Blüher und seine Mitarbeiter halten sich ja diesbezüglich diskret bedeckt, aber ich vermute doch, dass sie jedes Jahr ungefähr dieselben Grundtypen sehen: Den, der sein Studio nicht verlässt und Tag und Nacht arbeitet, wahrscheinlich nur anhand der Temperatur und der Sonne vermutend, dass draußen Rom sein könnte. Den, der von den 630 römischen Kirchen am Jahresende 625 nicht nur kennt, sondern kunsthistorische Referate darüber halten könnte. Den, der ganz Rom zu Fuß erlaufen hat und genau weiß, wo man Schuster, Perückenmacher oder handgenähte Nachthemden aus italienischer Seide finden kann. Den mit der Schaffenskrise. Den, der immer fehlt. Den, der dummerweise die ganze Familie mitgenommen hat und nun zu gar nichts kommt. Den, der an Gemeinschaft nicht interessiert ist und sich absondert, wo er nur kann. Den, der am Ende fließend Italienisch parliert, und den anderen, der bis zum Schluß nicht zwischen *buongiorno* und *buona giornata* unterscheiden kann. Den Organisator, den Geizigen und den, der immer für alle Kuchen bäckt. Und so weiter.

Sie alle, pur oder in Mischformen, hat es in meinem Jahrgang gegeben. Aber sie waren nicht als Typen wichtig, sondern als Menschen, Künstler, Diskussionspartner, Korrektive, Widerparte, wahrscheinlich sogar Freunde. Und das ist nun, neben dem traumhaften Ort Rom, neben der grässlich gnadenlosen, aber in höchstem Maße lehrreichen Selbstkonfrontation, das dritte große Geschenk dieses Jahres gewesen: sich mit Mitte Vierzig noch

einmal wie als Student zu fühlen, auf einem Mini-Campus mit lauter interessanten Anderen. Es ist ja keine typisch deutsche Reihenhaus-Siedlung, wie wir oft genug gelästert haben, es ist in Wahrheit ein summender, zischender, brodelnder Think- oder Art-Tank. Ich kannte vorher keine Architekten, auch keine Komponisten, und von Architektur wie Neuer Musik habe ich nach wie vor wenig Ahnung. Aber herauszufinden, dass die Wege zum eigenen Werk oft ganz ähnlich sind, dass auch andere sich Aufgaben stellen, dass die anderen genauso, so paradox das klingt, hart daran arbeiten, sich selbst weich zu machen, sich empfänglich, unbeschrieben und durchlässig zu machen, damit das Eigene, das Richtige, das Wichtige und das Interessante, also damit das eigene Werk einen überhaupt finden kann - das war viel mehr als ein Trost, das war die Erlösung.